

Advents-, Weihnachts- und Neujahrsbräuche – deren Herkunft und Aufkommen in Uri

**Ausstellungsführer zur Weihnachtsausstellung 2021/2022
des Historischen Museums Uri**

Autor: Walter Bär-Vetsch, 6460 Altdorf
Literatur: Advents- und Weihnachtsbräuche, deren Herkunft und Aufkommen in Uri, von Walter Bär-Vetsch, 166 Seiten mit 83 Abbildungen alter Weihnachts- und Neujahrskarten, 2006, Druckerei Gasser, 6472 Erstfeld

Seit fast zweitausend Jahren feiert die christliche Welt das Fest der Geburt des Heilands. Für viele ist die Weihnachtszeit die schönste Zeit des Jahres. Die Wochen zwischen Martini (11. November) und Dreikönig (6. Januar) sind aber auch die dunkelsten des Jahres, kurze Tage und lange Nächte, erfüllt von Aberglauben und Gespensterfurcht, von Weissagungen und mystischen Beschwörungen. Christlicher Glaube und alte Sagen, fromme Tradition und heidnische Riten haben sich einst vermischt und den Charakter von Advent, Weihnachten und Neujahr geprägt. Viele alte Bräuche sind inzwischen verschwunden, andere werden praktiziert, ohne dass ihre ursprüngliche Bedeutung noch bekannt ist.

Mit der diesjährigen Weihnachtsausstellung über die Advents-, Weihnachts- und Neujahrsbräuche öffnet sich ein Fenster in die Vergangenheit. Der Blick hindurch hilft altes Wissen bewahren, damit es nicht verloren geht. Er zeigt aber auch, dass die heutigen Bräuche auf frühere Handlungen und Zeichen zurückgehen.

Advent

Spuren vom Advent reichen vor die Anfänge der Christenheit, stammen doch einige christliche Adventsbräuche von alten heidnischen Bräuchen ab, in denen beispielsweise gute Geister um Schutz und Beistand für diese düstere Zeit und das kommende Jahr beschworen wurden.

Die tatsächliche Adventszeit kam mit dem Christentum im 5. Jahrhundert auf. Advent (lateinisch adventus = Ankunft) bezeichnet im christlichen Glauben die vier Wochen vor Weihnachten, die mit dem Tag des heiligen Andreas (30. November) oder mit dem ihm am nächsten gelegenen Sonntag beginnen. Ab dem 6. Jahrhundert gibt es die vier Adventssonntage.

Weil man Christi Geburt eher mit der Endzeit in Verbindung brachte, waren den damaligen Gläubigen im gallischen Raum in der Adventszeit Busse und Fasten wichtig.

Im 16. Jahrhundert wurde der Advent im Alpenraum zur „geschlossenen Zeit“ erklärt, in der nicht getanzt, gefeiert, geschlemmt oder geheiratet werden durfte. Stattdessen trafen sich die Familien in den Spinnstuben, sangen, erzählten Geschichten und bereiteten das Weihnachtsfest vor.

Ein Schluck Wasser galt als Fastenbruch.



Galt früher das Weihnachtsmahl als Höhepunkt des Weihnachtsfestes, so diente die Adventszeit dem Fasten. Weil man damals Christi Geburt mit der Endzeit in Verbindung brachte, waren Busse und Fasten wichtig. Der 11. November (Martini) war im Gallikanischen Kalender der letzte Festtag vor dem sechswöchigen Weihnachtsfasten. Aus Gallien kam der Brauch über Rom auch in die Alpenländer. Doch die Fastenwochen konnten sich nicht halten und wurden schliesslich bis auf einen Tag vor Weihnachten verkürzt. Heute erinnern allenfalls noch einfache Gerichte an diese Sitte, die in katholischen Familien traditionellerweise am 24. Dezember, dem früher letzten Fastentag, serviert werden.

Auch in unserer Gegend galt der Heilige Abend bis ausgangs des 19. Jahrhunderts als Vorbereitungstag auf das Weihnachtsfest. Der kirchlichen Anordnung entsprechend wurde dieser Tag (in Uri „Heeligaabend“ oder „Heelig Abend“ genannt) als strenger Fastentag eingehalten. Ohne Frühstück ging man an die Arbeit. Erst gegen Abend oder sogar nach der Mitternachtsmesse wurde etwas Festes, Nahrhaftes gegessen. Heute ist das Fasten während der Adventszeit kein kirchliches Gebot mehr.

So wird aus Unterschächen überliefert: „Das Kalazzen (Frühstück) fasteten wir am Heelig Abend ebenso wie am Karfreitag und am Allerseelentag.“ In einigen Familien gab es wohl ein bescheidenes Mittagessen.

In Wassen galt früher sogar ein Schluck Wasser als Fastenbruch.

Auch in Isenthal wurde tags gefastet. Das Mittagessen war eine einfache Fastenspeise.

In Silenen enthielten sich Familien des Frühstücks. Zu Mittag genossen sie eine Kartoffelsuppe oder einen schwarzen Kaffee mit gesottenen Kartoffeln.

Vom Haglisberg ob Bristen wird berichtet, dass es am Heiligabend kein Kalazzen (Frühstück) gab, mochte noch so Sturm und Wetter sein. Wenn die Kinder am Mittag nach der Schule heimkamen, gab es Bohnenmus. Vom Mittag- bis zum Nachtessen durfte man gar nichts geniessen, nicht einmal Süffi (Schotte, zum Sieden gebrachte Käsemilch), ja nicht einmal Wasser. Eine Frau Tresch vom Haglisberg erzählte: „Einmal nun hatte der Vater zu Mittag statt Bohnenmus gekochte Erdäpfel gemacht. Die waren versalzen, und ich hatte, wie es schien, zu wenig Süffi dazu gesoffen. Basta, ich bekam einen furchtbaren Durst. Ich konnte mir nicht mehr helfen und soff am Nachmittag noch etwas Süffi. Ich hoffe, Gott habe es mir verziehen.“

ein Beweis für die guten Taten



Mit dem Kerbholz wurden bis ins Mittelalter die Schuldenverhältnisse dokumentiert. Ein längliches Brettchen oder ein Stock wurde mit Symbolen markiert. Anschliessend wurde das Holz längs gespalten oder geteilt, so dass Schuldner und Gläubiger die an

der Trennstelle zusammenpassenden Einritzungen auf ihrer Stockhälfte dokumentiert fanden. Wieder zusammengefügt zeigte sich zweifelsfrei, ob die beiden Hälften zusammengehörten.

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts machten die Kinder in der Adventszeit in einen Knebel (hölzernen Stock) für jede gute Tat oder für jeden Rosenkranz eine Kerbe/einen Hick oder in einen Strick/eine Schnur einen Knopf. Das Holzstück oder der Strick wurde dann dem heiligen Nikolaus bei seinem Besuch vorgezeigt, und die Kinder durften den Kerben oder Knöpfen entsprechend Geschenke erwarten. In andern Familien wurden die Kinder erst an Weihnachten für die Anzahl der Kerben oder Knöpfe belohnt.

jedä Tag äs Tiirli effnä



Bereits im 18. Jahrhundert suchten die Eltern Abhilfe, um ihren Kindern die lange Vorweihnachtszeit zu erleichtern. In katholischen Gebieten waren dafür zunächst die Zählhölzer oder -schnüre als Zählhilfe verbreitet. Oder es wurde bis zum Heiligen Abend jeden Tag ein Strohalm in eine leere Krippe gelegt. Bereits im 19. Jahrhundert gab es mehrere Vorläufer des Adventskalenders. Zu den Vorgängern gehörten der Kreidestrich, den man im Advent für jeden Tag auf eine schön verzierte Schiefertafel anbrachte, oder die vierundzwanzig Kreidestriche, von denen die Kinder täglich einen wegwischen durften.

Der erste selbst gebastelte Adventskalender geht vermutlich auf Kindheitserinnerungen von Gerhard Lang (1881 – 1974, schwäbischer Pfarrerssohn aus Maulbronn) zurück. Lang erinnerte sich seiner Mutter, die ihm als Vierjähriger 1885 vierundzwanzig Gebäckstücke auf einen Karton nähte. Er durfte nun jeden Tag eines dieser Backwerke essen und sich damit das Warten auf das Christkind versüssen. Gerhard Lang setzte später die Idee der Mutter in seinem Verlag in München um. Der erste gedruckte Adventskalender erschien im 1902: eine „Adventsuhr für Kinder“. Im Spätherbst 1908 verliess der erste Adventskalender in grosser Auflage mit dem Titel „Im Land des Christkinds“ die Druckerei. Lang hatte in den 1930er-Jahren über fünfzig verschiedene Kalender in seinem Verlagsprogramm.

Etwa um 1925 kam der Adventskalender auch in der Schweiz in verschiedenen Papiertieren und Spielwarengeschäften in den Verkauf. Um 1930 begann eine im Vergleich mit deutschen Verlagen sehr bescheidene Schweizer Produktion. Obwohl bereits vor dem Zweiten Weltkrieg eine Reihe von deutschen Verlegern Adventskalender auch in die Schweiz exportierte, begann der Aufschwung hier erst um 1950. Zunächst waren nur schöne romantische Bildchen hinter den Fenstern, das schönste und grösste am 24. Dezember. Engel und Zwerge tummeln sich in schneebedeckten Landschaften, der Nikolaus und seltener die Geburt Christi gehören zum reichen Motivschatz. Später dienten die Umhüllungen der Ovomaltine-Dosen in der Adventszeit, mit Fensterchen versehen und mit einem Kerzenlicht in der Mitte, als leuchtender Adventskalender.

drei violette und eine rosa gefärbte Kerze



1833 gründete Johann Hinrich Wichern (1808 bis 1881) in Hamburg das „Rauhe Haus“, das im Elend lebenden, zum Teil verwahrlosten Grossstadtkindern ein Zuhause bieten sollte. Hier war es Tradition, dass sich die jungen Leute in der Adventszeit um ihren Gönner scharten, um Kerzenandachten zu halten. Um 1840 versammelte man sich um ein Kreuz, an dessen vier Enden jeweils eine Kerze befestigt war. Später verwendete man den Kronleuchter im Betsaal zu diesem Zweck. Dieser trug viele Kerzen und hatte für jeden Sonntag eine grosse Kerze. Ab 1860 wurde der Leuchter schliesslich mit Tannengrün verziert. Von Hamburg breitete sich der Adventskranz rasch in den evangelischen Gebieten Deutschlands aus. Erstmals schmückte der Adventskranz 1925 eine katholische Kirche in Köln, und 1937 in München.

In der Schweiz kam der Adventskranz in der 1920er-Jahren in bürgerlichen Familien und vorerst in reformierten, später auch in katholischen Kirchgemeinden auf. Bald wurde er auch in der Zentralschweiz bekannt. Die katholische Liturgie schrieb dabei drei violette und eine rosa gefärbte Kerze vor, die am 3. Adventssonntag, dem so genannten Freudentag, angezündet wurde.

dem Jesuskind eine bequeme Liegestatt ermöglichen



Der Ursprung, den Kindern im Advent die vorweihnachtliche Ungeduld zu erleichtern und ihnen das lange Warten auf das Weihnachtsfest zu verkürzen, reicht bis ins 18. Jahrhundert. Schon damals kannten die Eltern die dauernde Frage ihrer Kinder, wann denn jetzt endlich das Christkind käme.

Ein bis in die 1970er-Jahre in unserer Gegend weit verbreiteter Adventsbrauch, die Tage bis zur Ankunft des Christkinds zu zählen, war das Einlegen von Stroh- oder Schilfhalm in eine zunächst noch leere Krippe. Dieser Brauch übertrug sich von den Frauenklöstern in die Schulen und dann in die Familien.

Als Belohnung für gute Leistungen durften die Schulkinder täglich einen Strohalm in die Krippe legen und damit die Ankunft des Jesuskinds vorbereiten. Für eine Untat musste der Sünder – nach erfolgtem Strafvollzug mit dem Tatzestecken – einen Dornenzweig (Weissdorn) in die Krippe legen. Die Lehrperson ermahnte nun die Klasse, umso eifriger den Dorn mit weichem Stroh zu decken, damit sich das Jesuskind nicht steche. Für besondere Taten, wie etwa dem Teilen des Pausenbrottes, durfte man sogar eine Hühnerfeder einlegen.

Auch in manchen Urner Familien war dieser Brauch bekannt. Täglich durfte in der Adventszeit jedes Kind, das artig gewesen war, am Abend vor dem zu Bette-Gehen einen Stroh- oder Schilfhalm, da und dort auch einen Wollfaden, in die Weihnachts-

krippe legen. Dieser Brauch verkürzte nicht nur die Wartezeit, sondern wirkte auch sehr erzieherisch. Die in der Adventszeit erbrachte Bravheit bestimmte, ob das Jesuskind bei seiner Ankunft weich liegen durfte. Der Brauch liess manches ungehorsame Kind am Abend nicht einschlafen. Oftmals war das Verbot, heute keinen Strohalm einlegen zu dürfen, härter als die damals üblichen körperlichen Strafen. Eine mit vielen Stroh- oder Schilfhalmen gefüllte Krippe, die dem Jesuskind als bequeme Liegestatt diente, erfüllte am Weihnachtstag die Kinderherzen oftmals mehr als die damals bescheidenen Weihnachtsgeschenke.

In einigen Familien legten die Kinder Süßigkeiten, die sie etwa für Botengänge erhielten, in ein Krippchen mit der Absicht, sie den „armen Negerlein“ in Afrika zu schicken. Da sie deren Anschrift in Afrika nicht ausfindig machen konnten, teilten sich die Kinder die dargebrachten Süßigkeiten halb freudig, halb schlechten Gewissens nach Weihnachten untereinander auf.

Blühen die Zweige zur rechten Zeit, ist die Hochzeit nicht mehr weit!



Im Orakelbrauch mit dem Barbarazweig vereinten sich ein heidnischer Zweigzauber und die christliche Legende der heiligen Barbara. Am Barbaratag, dem 4. Dezember, schnitt man Zweige von Obstbäumen und stellte sie in eine Vase. Wenn sie an Weihnachten blühten, bedeutete das Glück und Gesundheit im neuen Jahr, eine gute Ernte oder dass eine Liebe in Erfüllung ging. Blühte er zu Weihnachten nicht, galt dies als schlechtes Omen.

Der Barbarazweig wurde auch in unserer Region da und dort heimisch. Heiratsfähige Mädchen nutzten diesen Orakelbrauch mit dem Zweig. Um jedes Ästchen banden sie einen Zettel mit dem Namen eines jungen Mannes. Der, dessen Blüte bis Weihnachten am schönsten aufging, war der zukünftige Ehemann. Dabei bedienten sich die Mädchen einer kleinen List: Sie stellten die Barbarazweige schon am Andreastag (30. November) ins Wasser, weil der heilige Andreas der Schutzpatron der Liebenden ist. „Blühten die Zweige zur rechten Zeit, dann war die Hochzeit nicht mehr weit.“

Unter einem Mistelzweig darf es ein Mädchen nicht ablehnen, geküsst zu werden.



Bis weit in unsere Zeit schrieb man der Mistel magische Kräfte zu und nutzte sie als Heilmittel gegen Unfruchtbarkeit sowie als Mittel gegen Gifte. Man hing sie zur Abwehr von Feuer an die Hauswand und glaubte, damit auch Hexen und böse Geister am Eintritt zu hindern. Im Christentum reichen die Legenden um den Mistelzweig in die

Zeit vor Christi Geburt. Der feurige Busch, aus dem Gott zu Mose sprach, gehörte vermutlich zur Mistelfamilie. Die Mistel soll der Baum gewesen sein, aus dessen Holz das Kreuz war, an dem Christus starb. Weil sich der Baum deswegen schämte, schrumpfte er auf die jetzige Grösse und wandelte sich zum Wohltäter, der auf alle Güte, Glück und Reinheit ausschüttet, die unter ihm durchgehen.

Früher wurden die Misteln während des ganzen Jahres verwendet, um böse Geister, Hexen oder Blitze abzuwehren, Menschen und Vieh vor Krankheit und Verhexung zu schützen. Im Mittelalter setzte man im Alpenraum die Mistel als Medizin gegen Geschwüre, Ohrenschmerzen, Fallsucht, Schwindel und Vergiftungen ein. Sie sollte die Fruchtbarkeit von Menschen und Tieren steigern.

Die Bauern schnitten die Misteln von den Bäumen, holten sie mit gabelförmigen Stangen vom Baum oder schossen sie mit dem Gewehr herunter. Mit dem Verkauf auf Weihnachtsmärkten trugen ihre Kinder zum kargen Einkommen bei. Verliebte schenkten sich in der Adventszeit Mistel- und Palmenzweige als Liebesgaben. Sie erhofften sich damit gegenseitige lange Liebe und ewige Treue. Der Tradition zufolge dürfen junge Mädchen einen Kuss nicht ablehnen, wenn sie zufällig oder auch weniger zufällig einem jungen Mann unter einem Mistelzweig begegnen. Was Folgen haben könnte – denn die Tradition besagt auch, dass ein Pärchen ewig glücklich wird, wenn es sich unter einem Mistelzweig küsst (wie auch am Valentinstag).

In unserer Gegend wurden die Misteln (Mischlä, Mischtlä, Mischtlä) als Vieh- und Ziegenfutter gesammelt, da sie als sehr milchergiebig (mälch) bekannt und dementsprechend auch geschätzt waren. Auch für die Schweinemast (Syywfüäter) wurden sie gesucht. Manche Bauern sahen in ihr ein bewährtes Mittel, wenn eine Kuh beim Melken immer ausschlug. Sie glaubten, das Tier sei verhext, holten eine Mistelrute und schlugen ihr damit dreimal über das Fell.

Die Urner Sagenwelt schreibt dem „Häxäbääsä“, wie die kugelförmige Wucherpflanze im Volksmund genannt wurde, magische Kräfte zu: „Im Hältäli im Maderanertal kehrte einst ein fahrender Schüler ein. Er bemerkte, dass der Bauer niedergeschlagen einherging, und dass die Familie mit der zahlreichen Kinderschar den besten Koch, nämlich den Hunger, angestellt hatte. Teilnahmsvoll fragte er nach ihrem Kummer. Da öffnete ihm der Bauer sein Herz und klagte ihm seine Armut. „Biss kein Narr“, tröstete der Fremde, „du hast Geld genug in deinem Eigen. Gehe hinauf zuoberst ins Hältäli, dort findest du eine Weisshaslen und daran eine Mistel. So hoch die Mistel am Strauche, so tief grabe unter dem Strauche in den Erdboden, und du wirst reich genug sein.“ Das Schuldenbäuerlein beeilte sich, den Ratschlag auszuführen. Was hat er wohl gefunden?“ Diese Frage weist auf den Aberglauben hin, dass die Mistel nicht nur böse Geister, Blitzschlag und Feuer von Haus und Hof halte, sondern dass sie auch Schlösser öffnen und Schätze finden könne.

Die Winternächte waren zum Gruseln.



Zu allen Zeiten hatte die Nacht für unsere Vorfahren, die noch annahmen, dass die gesamte Natur beseelt wäre, etwas Unheimliches an sich. Sie war die Zeit, in der böse Geister – Hexen, Kobolde, Zwerge und Dämonen – oder die ruhelosen Seelen der

Verstorbenen umherzogen. Im Schutz der Nacht konnten sie ihren dunklen Mächten nachgehen. Dafür war die Advents- und Weihnachtszeit, vor allem in den Zwölften, d. h. in den zwölf Nächten zwischen dem neuen Weihnachtsfest am 25. Dezember und dem alten am 6. Januar (andernorts auch Raunächte oder Raumnächte genannt), die gefährlichste Zeit des Jahres, an denen die Geister nachts jeden Schritt vor das sichere Haus zum Wagnis machten.

Auch im Urnerland wurde die Nacht zum Tummelplatz mystischer Wesen. Die Urner Sagenwelt belegt, dass gerade die Advents- und Weihnachtszeit mit ihren kurzen Tagen und langen Nächten besonders geheimnisvoll war.

In den Advents- und Weihnachtstagen liessen sich auch verborgene Schätze an die Oberfläche bringen, vorausgesetzt, man widerstand den sie bewachenden Geistern. Gerade in dieser Zeit bestrafte der Verstoss gegen die geltenden Normen die Menschen aufs Übelste. Gewisse Arbeiten, Kartenspiel, Jagd und der Kiltgang galten als Frevel. Die Urner Sagen überliefern uns nicht nur Magisches aus der Advents- und Weihnachtszeit, sondern auch Volksmedizinisches, Wetterregeln und der Aberglaube, durch bestimmte Riten den Namen des künftigen Liebsten zu erfahren. So sollte, wer an Bettnässen leidet, am Heiligabend während der Mitternachtsmesse an die Kirchtür gehen und in die Kirche hineinrufen: „Bättet äü fir-nä-armä Bettseicher!“ Einst machte das ein Isentaler. Er rief: „Bättet fir mich, o Fräuw und Ma! I müess all Abed i dz Bett la gah.“ Da habe ihm aber ein altes Weiblein geantwortet: „Mal z'ersch bätti-n-i fir mich, o Ma! Hättisch äü chennä-n-ufä Hafä gah!“

Machtlos waren unsere Vorfahren gegenüber den Nachstellungen dieser dunklen Gestalten aber nicht. Mit bestimmten Riten, Kerzen, Weihrauch oder speziellen Gebeten versuchten sie sich gegen deren Untaten an Mensch und Tier zu schützen. Als wirksame Abwehrwaffen gegen den Zutritt der Geister in Haus und Stall hängte man Kreuze oder andere christliche Symbole auf oder liess sie von einem Geistlichen ausräuchern. Um die umherirrenden Seelen der Verstorbenen, die in der dunklen Zeit gerne ihre ehemaligen Wohnstätten heimsuchten, zu besänftigen, opferte man ihnen Speisen – Nüsse oder Äpfel, die in den Ofen geworfen wurden und dort verbrannten. Gegen das Verhexen des Viehs fütterten ihnen die Bauern als vorbeugendes Mittel Kräuter, die in der Johannisnacht (24. Juni) gesammelt worden waren. In einigen Gegenden streute man zum Schutz von Unholden Stroh auf die Schwellen der Stalltür.

„Samichlaus, Du güetä Maa, gäll ich muess kein Ruetä ha!“



Die religionsgeschichtlichen Wurzeln gehen auf Nikolaus von Myra zurück, der um 270 in der Stadt Patara (Patras) in Lykien (Südtürkei) geboren und zwischen 330 und 350 als Bischof von Myra (das heute türkische Demre) gestorben sein soll. In der römischen Kirche schaffte Nikolaus den Durchbruch, nachdem seine Gebeine in Myra von den Türken gerettet und 1087 nach Bari überführt wurden. Als offizielles Kirchenfest gilt sein vermuteter Todestag, der 6. Dezember.

Der Nikolaustag lag in der früheren Maskenzeit und traf damit auf die traditionellen Maskenfiguren. Im 19. Jahrhundert kam es zu einer Verschmelzung dieser beiden Elemente. Fortan zog der Sankt Nikolaus in Erinnerung an Bischof Nikolaus in reich ver-

ziertem Gewand durchs Dorf, begleitet von seinen Schmutzli, die mit ihren russbeschmierten Gesichtern an die heidnischen Maskenfiguren erinnern.

Besuchten ursprünglich Familienmitglieder, verkleidet als Samichlaus und Schmutzli, die Kinder, stellten sich bald organisierte Gruppen in die Dienste dieses Brauchs. In Altdorf war bereits um 1900 eine Samichlaus-Gruppe für die Kinderbescherung unterwegs. Danach stellte der Samichlaus seine Aktivitäten im Urner Hauptort für ein paar Jahre ein. Am 4. Dezember 1911 beschloss die Altdorfer Nächstenliebe, diesen Brauch wieder aufzunehmen. 1929 entwarf der Kunstmaler Heinrich Danioth das blaue Bischofsgewand, welches das typische Kleid für den Altdorfer Nikolaus wurde. Der Nikolaus zeigte sich fortan im bischöflichen Ornat, ernst und feierlich, lobend, strafend und bescherend.

leckere Süssigkeit, hergestellt in alten Holzmodeln



Bis ins 13. Jahrhundert wurden Lebkuchen als Heil- und Arzneimittel verteilt. Mönche, die ersten Lebkuchenbäcker des Mittelalters, verwendeten das flache Gebäck als verdauungsfördernde oder appetitanregende Medizin. Aus dem damaligen Honig- oder Pfefferkuchen entstand der Lebkuchen. Da Honig und Gewürze teuer waren, blieben die Lebkuchen in der Regel dem Adel und wohlhabenden Bürgern vorbehalten. Erst im 19. Jahrhundert, als man begann, den Honig durch den aus Rüben gewonnenen Zucker zu ersetzen, wurden Lebkuchen in grossen Mengen hergestellt und so für alle erschwinglich. Am 6. Dezember, dem Nikolaustag, wurden die Kinder trotz Fastenzeit mit süsssem Backwerk überrascht.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurde der bildliche Dekor auf Lebkuchen vorwiegend mit Ton- oder kunstvoll geschnitzten Holzmodellen oder mit Zuckerguss erreicht. Auch die hiesigen Bäcker zauberten mit der Spritztüte wahre Kunstwerke aus Zuckerguss auf die Lebkuchen. Anfangs des 19. Jahrhunderts kamen gedruckte Bilder – sogenannte Oblaten – auf die Lebkuchen. Sie wurden nach dem Backen verziert; ausgestanzte Glanzbilder wurden aufgeklebt und mit Konturen aus Zuckerguss ergänzt. Der Bilderschatz war derart gross, da dem Bäcker die verschiedensten St. Nikolaus- oder Weihnachtsmotive zur Verfügung standen. Diese liebevoll bearbeiteten Lebkuchen wurden auch als Weihnachtsschmuck am Christbaum verwendet.

Weihnachten

Ursprünglich feierten die Christen die Geburt Jesu Christi, wie sie im Matthäus- und Lukasevangelium beschrieben wird, am 6. Januar. Im 354 legte der römische Bischof Liberius den Geburtstag Christi auf den 25. Dezember fest. Damit folgte er der frühen Kirchenpolitik, heidnische Riten mit ihren eigenen Festen zu vereinen. Der heidnische Glaube hatte bereits seit jeher die Wintersonnenwende und das Herannahen des nächsten Frühlings zelebriert. Im römischen Kulturkreis bot sich daher der 25. Dezember als Tag der Geburt Jesu an, da

eine Übertragung vom Sonnengott auf Jesus leicht fiel, denn im Alten Testament wird Gott als Sonne der Gerechtigkeit gepriesen.

Der Begriff Weihnacht kommt von „ze den wihen nahten“, was ins Hochdeutsche übersetzt „zu den heiligen Nächten“ bedeutet. Erst im 12. Jahrhundert wurde es bei uns gebräuchlich, das Fest der Geburt Jesu Christi so zu nennen. Vor 1150 sprach man vom Fest der Geburt oder vom Fest der heiligen Geburt, wie es heute noch in romanisch sprechenden Ländern üblich ist. Heute ist Weihnachten ein ebenso weltliches wie religiöses Fest.

„Äs müess ä chly schmeckä-n-a' dem Abed!“



Weil man Christi Geburt eher mit Endzeit in Verbindung brachte, waren den damaligen Gläubigen in der Adventszeit Busse und Fasten wichtig. Erst gegen Abend oder sogar nach der Mitternachtsmesse wurde etwas Festes, Nahrhaftes gegessen.

Kam am Abend der Schächentaler von seiner Arbeit nach Hause, gab es Milchreis, das an diesem Abend ausnahmsweise mit Zimmet und Nägeli gewürzt sein musste, mit Chiächli (Küchlein). „Äs müess ä chly schmeckä-n-a' dem Abed!“ Der Volksmund sagte: „Wer am Heilig Abed nit chiächlet, het ds ganz Jaar Hunger, dem ergit s Jaar üss nit, dèr hed ä käi Sääg-n-im Ankä.“ Auch Kartoffeln oder Polenta mit Süffi und Chiächli galten als Festspeise. Meistens waren es Epfelchiächli, in Anken gebacken, seltener üstrehtli Chiächli (auch Chilwichiächli oder Chnywplätz (Isenthal) genannt). Ärmere Leute mussten beim Chiächlä anstatt mit Anken mit Nuss-, Lewat- oder Buchnüsschenöl vorlieb nehmen. Statt der Küchlein bereiteten andere einen Sigrischt (Sigrist) zu, eine Speise aus Eiern, Mehl und zerstückelten Äpfeln, in Anken gebacken.

Wenn die Küchlein als Festspeise nicht nur auf das Schächental beschränkt waren, so war doch der Brauch, auch den Haustieren davon auszuteilen, im Urnerland fast nur in Spiringen und Unterschächen heimisch. Hier zerrieb der Bauer ein Chiächli und gab es am Heiligabend oder am Weihnachtstag dem Vieh meistens im Gläck (Kurzfutter für das Vieh, eine Mischung aus Salz und Kleie) und den Schweinen im Gwäsch (Schweinekost). Vielleicht reichte es beim gemütlichen Beisammensein in den reicheren Familien noch für eine geschwungene Nidel (geschlagener Rahm) und in den ärmeren noch für eine Vorbruchsüffi (die beim zweiten Kochen der Käsemilch dem Ziegerbruch vorangehend an der Oberfläche sich bildende schaumige, rahmartige Decke, die abgehoben und als Leckerbissen genossen wurde), bevor man sich in die Mitternachtsmesse begab.

Im Isental kam am Abend, gegen zehn Uhr, entweder eine Härdepfelturtä mit Brotschnitten oder häufiger ein Milchreis mit Apfelküchlein und Brotschnitten auf den Tisch. Auch hier galt im Volksmund, dass wer nicht Brotschnitten, in Mehlteig getunkt und im Anken gebacken, oder Küchlein auftischen konnte, das ganze Jahr keinen Segen im Anken hätte. Vielleicht reichte es beim gemütlichen Beisammensein vor der Mitternachtsmesse auch hier noch für eine geschwungene Nidel. Brotschnitten waren auch in Seedorf, wo sie erst nach der Nidel serviert wurden, und in Seelisberg eine Heeligaabed-Schpiis.

In Silenen genossen die Familien am Abend vor der Mitternachtsmesse Milchreis und nach der Messe ä bläjiti Nyddlä (geschlagener Rahm).

In Bristen genossen die Familien am Abend Milchreis und, wenn es gut ging, einige Epfelchiächli. Nidel hatten sie hier keine; die war nur reicheren Leuten vorbehalten.

Zum Znacht nahmen die Leute aus dem Meiental am Heiligabend Nyddläriss, einen mit Rahm statt Milch gekochten Reisbrei, in dem sie trotz des Fasten- und Abstinenztages auch noch zahlreiche Würfel schon etwas luftgetrockneten Specks mitkochten. Über diesen Reisbrei gossen sie noch Schlagsahne und würzten das Ganze mit Magäträässich (Gewürzmischung aus Zimt, Vanillezucker, Ingwer, Sandelpulver, Nelken und Muskat). Die Festspeise wurde im Chupferchessi oder in der Pfanne aufgetischt. Dass nach dem Genuss dieser barbarisch fetten Speise mancher ein Bedürfnis nach einem Branz (gebranntes Wasser) fühlte, war begreiflich. In Meien erfreute man sich nach dem Mitternachtsgottesdienst noch an Hammen, Tiigets (getrocknetes Rindfleisch, Trockenfleisch) und Würsten.

Noch in weiteren Urner Gemeinden (so aus Attinghausen, Bürglen, Göschenen, Gurtellen, Hospenthal, Meien, Schattdorf und Wassen bekannt) gehörte am Heiligabend Milchreis, Chiächli und eine geblähte Nidel oder stattdessen Vorbruchsüffi auf den Tisch.

In Andermatt tat man sich vor der Mitternachtsmesse an geschwungener Nidel und gekochten Kastanien gütlich.

Am Heiligabend vertrieben sich die Leute zu Hause die Zeit bis zur Mitternachtsmesse also mit Essen, Spielen und Plaudern. Nach dem Gottesdienst ging das Abendessen oftmals weiter. Es wird berichtet, dass man in Schattdorf am Heiligen Abend sogar g'schwarznet (ausgiebig schwarzen Kaffee getrunken) und getanzt habe.

Damals galt in den bäuerlichen Kreisen weitherum die Meinung, dass ein Fest ein wenig ausarten muss, um ein richtiges Fest zu sein. Manche lebten an diesem Abend die damalige Volksmeinung „Wer an diesem Abend nicht genug bekommt, wird das ganze Jahr nie satt!“ übermässig aus und schlugen sich Haut und Bauch voll, was ihnen übel nachspielte. Steinharte und steinschwere Pasteten, geschwungene Nidel, dürres Fleisch und Speck, begossen mit schwarzem Kaffee und Branz, belasten Magen und Gemüt eher, als dass sie die Seele beglücken. Es muss dabei allen schlecht werden, sonst fehlt etwas am Feste. So klagte einst ein Seedorfer über eine halbmisslungene Feier: „Färä (letztes Jahr) hennt all vo dr Familiä g'kotzät, hydr (heuer) nur ich und dr Vatter!“

Der Erste Weltkrieg mit seiner Teuerung verbannte die Chiächli und Nyddlä vom Speisezettel des Heiligabends.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter“



In allen Kulturen und Religionen symbolisieren der Baum das Leben und das Grün die Hoffnung, dass die Natur wieder erwacht. Die Lebenskraft der immergrünen Pflanze sollte zusammen mit dem Licht die Dämonen vertreiben und die guten Geister anlo-

cken. Bereits im 4. Jahrhundert feierten die Römer Weihnachten. Im Mittelalter schmückte man die Häuser und Kirchen von Advent bis Lichtmess (2. Februar) mit grünen Zweigen und immergrünen Girlanden. Immergrüne Pflanzen sollten auch hier Dämonen und Geister vertreiben.

In Deutschland kannte man die ersten Vorgänger des heutigen Weihnachtsbaums schon im ausgehenden 15. Jahrhundert. Die einflussreichen Zünfte und Bruderschaften schmückten ihre Bäumchen mit Esswaren und trugen sie im Umzug durch die Stadt. Am Schluss wurden sie geschüttelt, und die Armen durften die Leckereien auflesen. Ende des 16. Jahrhunderts stand im elsässischen Turckheim erstmals ein Weihnachtsbaum mit gefärbtem Papier, Äpfeln und Backwerk. Vom elsässischen Ursprung breitete sich der Christbaum auch in den umliegenden Ländern aus. Schon bald schmückten vergoldete Äpfel, Glaskugeln, Süßigkeiten und allerlei Flitterwerk den Lichterbaum. Weil die Bäume oft gar klein ausfielen, hängte man sie manchmal an die Decke.

Ende des 18. Jahrhunderts drang der Christbaum von Norden her zunächst in die deutsche, später in die französische und in die rätoromanische Schweiz. Im Kanton Uri wurde der Weihnachtsbaum erst ausgangs des 19. Jahrhunderts heimisch. Auswärtige Ingenieure, vor allem aus Deutschland, die während des Gotthardbahnbaus in Uri tätig waren, liessen diesen Brauch in unserer Gegend aufkommen. Einer der ersten Weihnachtsbäume stand 1880 in Wassen. In Altdorf erstrahlte um 1900 der erste Weihnachtsbaum. In Isenthal stand der erste Christbaum in der Schule. Erst in den 1920er-Jahren kam auch in Uri der Brauch auf, am 24. Dezember in der privaten Wohnstube einen mit Kugeln, Kerzen und Süßigkeiten reich geschmückten Christbaum aufzustellen.

Die Familien der Oberschicht behängten ihn neben den Lichtern mit Goldpapier, mit scherenschnittartig gefalteten Papierornamenten, mit rotbackigen Äpfeln und mit Honigkuchen in den verschiedensten Formen. Der Weihnachtsschmuck war in den hiesigen Geschäften oder durch Versandhäuser, die in den Urner Zeitungen inserierten, erhältlich. Statt mit gekaufter Zier schmückten die ärmeren Familien den Christbaum mit selbst gemachten Sachen, kleinen Lebkuchen mit Klebebildchen, Nüssen und Äpfeln. Bis über Neujahr, meistens bis zu Lichtmess, blieb der Weihnachtsbaum der Liebling der Kinder und erstrahlte noch öfters in seinem Lichterglanze, bis er dann, allmählich seines Schmuckes beraubt, vergessen im Ofenloch endete.

„Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh.“



Bereits im 3. Jahrhundert verehrten die frühen Heilig-Land-Wallfahrer die Geburtshöhle in Bethlehem. Im 4. Jahrhundert fanden sich in Italien bildliche Darstellungen der Geburt Christi. Franz von Assisi gelang es in der Heiligen Nacht von 1223, die Kirchentradition mit dem Wunsch des Volks nach gefühlsbetonter Frömmigkeit zu verbinden. Im Wald von Greccio (Umbrien) stellte er – der Legende nach – in der Weihnachtsfeier das Geschehen der Heiligen Nacht in einer Höhle nach.

Es dauerte noch dreihundert Jahre, bis Krippen im heutigen Sinn, mit Figuren, mit Stall (Höhle oder Ruine), eingebettet in ganze Landschaften, üblich wurden. Zunächst eroberte die Krippe die katholischen Fürstenschlösser, dann die Kirchen. Das Volk liebte die szenischen Darstellungen. So entstanden ab dem 17. Jahrhundert, der Blütezeit der Krippenkunst, in katholischen Gegenden neben den kunstvollen und aufwändig gestalteten Kirchenkrippen die volkstümlichen Hauskrippen.

Ungefähr ab Mitte des 19. Jahrhunderts konnte man auch in unserer Gegend während der Weihnachtszeit in mehreren Kirchen Weihnachtskrippen bewundern. Die Darstellung der Geburt Jesu erfreute das Volk, vor allem die Kinder. Vorerst waren das Jesuskind, Maria und Josef sowie Ochs und Esel zu besichtigen. An bestimmten Tagen wurde die Krippe mit neu hinzutretenden Figuren, wie den Hirten vom Felde oder den drei Weisen, erweitert. Die Krippe stand zuweilen auf der Kanzel, auf dem Altar, manchmal bei oder unter einem Weihnachtsbaum.

Die Hauskrippe drang hier im 19. Jahrhundert, früher als der Weihnachtsbaum, in die Wohnstuben der Familien ein und wurde zum Mittelpunkt des häuslichen Weihnachtsfestes. In der Innerschweiz waren Krippen nach süddeutscher Art beliebt, bei denen bekleidete Figuren einen reichen Aufmarsch zum Christkind darstellten. Vielfach blieben die Krippen in den Kirchen und in den Wohnstuben bis am 6. Januar, spätestens aber bis zu Lichtmess (2. Februar), aufgestellt.

„Stille Nacht, heilige Nacht, ...“



Die Weihnachtslieder stammen meist aus längst zurückliegenden Jahrhunderten: „Es ist ein Ros' entsprungen“ oder „In dulci iubilo“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „O du fröhliche“ und manch andere Lieder. Wenn wir die Gottesdienste an den weihnachtlichen Tagen mitfeiern, begegnen uns in den Kirchen oft sogar noch ältere Gesänge, die bis in die biblische Zeit zurückreichen.

Weihnachtsdekorationen aus dem Erzgebirge



Viele Regionen kennen ihre charakteristischen Weihnachtsdekorationen. Bekannt wurden die erzgebirgischen Weihnachtspyramiden und Schwibbôgen.

Bei den Pyramiden drehen sich gedrechselte Figuren der Krippenszene auf verschiedenen Etagen, angetrieben von der heissen Luft, die von brennenden Kerzen auf-

steigt. So funktionieren sie nach dem Prinzip einer Schachtförderungsanlage aus dem 15. Jahrhundert, dem sogenannten Göpelwerk. Ursprünglich, um 1800, wurden die noch mit Rüböllämpchen betriebenen Weihnachtspyramiden von Schnitzern für Kirchen oder den eigenen Hausgebrauch hergestellt, wo sie die Stelle des Weihnachtsbaums einnahmen.

Weihnächtliche Schwibbögen sind geschnitzte oder gesägte Holzbögen mit Bäumen, Häusern oder mit Figuren, auf denen Kerzen befestigt werden. Der Schwibbogen symbolisiert die Ein- bzw. Ausfahrt eines Bergstollens. Ursprünglich leuchtete das Licht der Kerzen den Bergleuten entgegen, wenn sie nach getaner Arbeit den Stollen verliessen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war in Deutschland die Nachfrage nach weihnächtlichen Pyramiden und Schwibbögen so gross, dass sie mehrheitlich industriell hergestellt und auf den Weihnachtsmärkten angepriesen wurden. Als Weihnachtsdekoration fanden sie über die deutschen Weihnachtsmärkte – diese Märkte wurden ab den 1960er-Jahren von vielen Schweizer Touristen besucht – in die hiesigen Weihnachtstuben.

„Wir wünschen Euch eine gesegnete Weihnachtszeit!“



Die ersten gedruckten Weihnachtskarten wurden 1843 in England hergestellt. Sie zeigten keine weihnächtlichen Motive, sondern grosse Gesellschaften beim Feiern. Erst später wurden andächtiger Karten populär: Bethlehem mit Ochs und Esel, Maria und Josef auf der Flucht und – nachdem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum da und dort verbreitet war – auch Tannenzweige mit Kerzen und familiäre Christbaumidylle.

In Deutschland wurden die ersten gedruckten Weihnachtskarten 1872 hergestellt. Vorläufer der vorgefertigten Weihnachtskarten waren handgeschriebene und gemalte Weihnachtsbriefe, die Eltern seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert am Weihnachtsabend von ihren Kindern erhielten.

Der Fortschritt der Drucktechnik erweiterte die Darstellungsmöglichkeiten und die Verbreitung der Weihnachtskarten. Sie kamen in der Schweiz vor allem während des Ersten Weltkrieges auf. In vielen Darstellungen spiegelten sich die damaligen Ereignisse wider: der tapfere Schweizersoldat in der Hütte der Grenzbesetzung oder das Jesuskind in der Stube von Wilhelm Tell. Die im 19. Jahrhundert erfundene Fotografie brachte Bilder von stillen Schneelandschaften mit Bergen und verzuckerten Tannenwäldern in die Stuben. Die neuen Drucktechniken begünstigten auch den Kitsch.

Tiere reden darüber, wie sie durchs Jahr durch behandelt wurden.



Nach altem Aberglauben können in der Heiligen Nacht die Tiere im Stall reden, denn sie haben einst das Christkind in einer solchen Nacht mit ihrem Hauch erwärmt. Deshalb bekamen sie besonders gutes Futter und geweihtes Salz, das die Tiere vor Seuchen schützen sollte.

Das Vieh stand in der Heilignacht von elf bis zwölf Uhr – in der Göschneralp zwischen Läuten und Zusammenläuten – im Stall auf, meist nur das Rindvieh oder das klavet Veh (Klauenvieh), und redete miteinander. Gerne unterhielten sie sich darüber, wie sie von den Menschen im Laufe des Jahres behandelt wurden. Aber auch die Zukunft lag offen vor ihnen. Sie beredeten die Schicksale der Hofgemeinschaft im kommenden Jahr. Wer die Tiere allerdings sprechen hörte, starb unmittelbar danach. Nach einer Sage aus dem Maderanertal hörte ein Mann in der Heiligen Nacht dem Gespräch der Haustiere im Stall zu. Dabei vernahm er, dass er am folgenden Tag von einem Stein erschlagen würde. „Wo eim dr Tod grächet isch, da ergaht mä ihm nitt!“

Das Vieh im Stall nahm da und dort auch an der menschlichen Weihnachtsfreude teil. Häufig verabreichte der Bauer dem Vieh am Heiligabend beim Füttern eine grössere Portion. Um Mitternacht vor dem Zusammenläuten oder auch zwischen zwölf und ein Uhr, gaben ihm manche Bauern, wenigstens den Kühen und Geissen, zusätzlich „eppä-n-ä Giibi uder ä Wuusch (d. h. soviel man etwa mit zwei Händen fassen kann) zu fressen, in der Hoffnung, es bliebe gesünder und wäre besser zu sättigen.

Der Bauer im oberen Reusstal bettelte am Heiligabend vom Nachbar einen Büschel Heu, legte ihn über Nacht in die Dachträupf (Dachtraufe) vor den Gaden und gab ihn am Weihnachtsmorgen den Geissen zu fressen. Das sollte sie vor der Geissgelti, einer Krankheit der Ziegen und Kühe (Anschwellung des Euters, Abnahme der Milch, Steifheit des Körpers, Trübung der Augen usw.) schützen.

Bann von Feuer, Seuchen und Unfällen



Schon in vorchristlicher Zeit versuchten die Menschen durch Zeichen und Sprüche böse Geister abzuwehren. Aus heidnischer Zeit hat sich, wie so mancher andere Brauch, auch dieser auf unsere Tage vererbt, den Eingang eines Hauses oder eines Zimmers durch ein Zeichen vor dem Eindringen böser Geister zu schützen. Die Haussegnung oder -weihe geht auf einen alten Abwehrsegen zurück, durch den das Böse und Schlechte von Haus und Hof ferngehalten werden sollte. Es ging um den Bann von Feuer, Seuchen und Unfällen.

Der Priester erschien mit dem Mesner, der den Weihkessel und das Rauchfass trug. Vom Stall bis zur Diele wurden die Räume geweiht, indem der Geistliche alle Ge-

genstände mit Weihwasser besprengte. In andächtiger Spannung begleiteten die Familie und das Gesinde den frommen Akt und sprachen bestimmte Bann-Gebete.

In vielen Häusern des Schächentals räucherte der Hausherr am Heiligabend vor dem Mittagessen, in Isenthal am Abend, während es züechälyttet, das Haus ein. Er nahm ein Eisenchessli oder eine Schaufel, legte eine ziemliche Menge glühende Kohlen und Weihrauch darauf und ging damit durch die Räumlichkeiten des Hauses. An andern Orten, so in Schattdorf, geschah das Einräuchern, sobald man vom Sigrist das Päcklein Weihrauch erhalten hatte. In Unterschächen mischte man vom Weihrauch unter die Palmen, die man bei der Einsargung einer Leiche im Totenbaum (Sarg) verbrannte.

„Dr Sigrist chunnt mit äm Chrischtkindli!“



In Ländern des Alpenraums wurde in der Adventszeit meist abends ein Bild der Muttergottes von Haus zu Haus getragen. Dabei wurde gebetet und im Anschluss meist im letzten Haus zusammengesessen.

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts trug der Sigrist der ernerischen Pfarreien, Ursern und Seelisberg ausgenommen, in der Weihnachtszeit das Chrischtchindli in die Häuser der Pfarrgemeinde. Es war ein Kruzifix, häufig ein Prozessionskreuz, das er den Leuten, die meisten dabei niederkniend, zum Küssen darreichte. Bei dieser Gelegenheit schenkte er jeder Haushaltung ein Päcklein Weihrauch und wünschte den Leuten das neue Jahr an. Die Leute übergaben ihm ein Geschenk, meistens einen Geldbetrag, der einen Teil seines Gehalts bildete. In der Göschneralp erhielt der Sigrist Mattli Geisskäslein zum Geschenk.

Der Sigrist von Altdorf trug auf seinem Rundgang durch die Gemeinde Talar und Chorrock, in den letzten Jahren Zivilkleider. Er war gewöhnlich vom Untersigrist, der den Kessel mit Weihwasser trug, begleitet. Auch in Bauen, Bürglen, Flüelen, Isenthal, Seedorf und im Schächental trug der Sigrist bei dieser Gelegenheit den Chorrock. In der sehr ausgedehnten Pfarrei Wassen, die auch Göschenen, Meien und die Göschneralp einschloss, trug der mit Chorrock bekleidete Sigrist statt des Kruzifixes ein uraltes Reliquienkästchen auf seinem Rundgang herum, das Reliquien des Heiligen Gallus, des Kirchenpatrons von Wassen, enthielt. Statt des wertvollen emaillierten Reliquienschreinchens, das leider verschachert wurde, benützte der Wassner Sigrist später wie an andern Orten auf seinem Weihnachtsgang ein Kruzifix und bürgerliche Kleidung.

In Spiringen benutzte der Sigrist das gewöhnliche Prozessionskreuz. Am letzten Tag aber, am Heiligabend, nahm er ein ehemaliges Prozessionskreuz, das an hohen Festtagen als Altarkreuz den Muttergottesaltar zierte. Der Sigrist von Bürglen besuchte, zuerst bürgerlich gekleidet, später in Talar und Chorrock, die Häuser mit einem gestifteten Altar-, später mit dem kostbaren Prozessionskreuz. Auch in Schattdorf und Silenen machte der Sigrist in der Weihnachtszeit mit einem Kruzifix einen Rundgang in seiner Pfarrei. In den Häusern stellte er es auf den Stubentisch. Die Familienmitglieder kamen zusammen, knieten nieder und beteten mit ausgebreiteten Armen die heiligen

fünf Wunden, worauf dann das Kruzifix zum Kusse dargereicht wurde. Auch hier erhielt der Sigrüst ein Geldgeschenk, während er den Leuten ein Päcklein Weihrauch schenkte und ihnen ein gutes, glückhaftes Neujahr anwünschte.

In geänderter Form bestand der Weihnachtsgang in Andermatt und Hospental. Dort besuchten Lehrer und Sigrüst miteinander am St. Stephanstag (früher am letzten Feiertag der Weihnachtsoktav, 28. Dezember) die Häuser in der Pfarrei, brachten ihre Glückwünsche zum neuen Jahr und erhielten Geschenke, Geld oder Naturalien.

„alt wie-nä Jerichorose“



Die Kreuzfahrer des Mittelalters und Jerusalempilger, die aus dem Heiligen Land zurückkehrten, brachten Jerichorosen schon früh nach Europa, wo die Pflanzen vielerorts wie Reliquien verehrt wurden und oft Anlass zu Wallfahrten (z. B. Einsiedeln) boten. Nach einer Chronik soll ein Peter Füssli die Jerichorose schon 1523 nach Zürich gebracht haben. In früheren Zeiten vererbte sich eine Christrose von Geschlecht zu Geschlecht. Daher stammt die Redensart „alt wie-ne Jerichorose“ (sehr alt). Manche behaupteten kühn, ihre Vorfahren hätten sie von einem Kreuzfahrer erhalten. Im 19. Jahrhundert kam die Christrose in allen Landesgegenden vor, vor allem in Deutsch-Freiburg, in der Ost- und Innerschweiz sowie im Puschlav. Im Kanton Zürich gehörte sie zu den eigentlichen Sehenswürdigkeiten, die auch Zuschauer anlockte.

Der Brauch mit der weihnachtlichen Orakelpflanze war bis um 1930 auch im Kanton Uri bekannt und verbreitet. In manchen Familien war es Brauch, dass sich die Angehörigen am Weihnachtsabend in der Stube versammelten. Mit feierlicher, ernster Miene stellte dann die Hausfrau mehrere brennende Lichter auf den Tisch und in deren Mitte ein mit Weihwasser gefülltes schönes Gefäss. Darin legte man das kugelige Gebilde. Sogleich saugte sich die Rose voll. Die langen Stängel falteten sich auseinander, einer nach dem andern reckte sich, schlugen einen Bogen nach aussen und legten sich auf die Wasserfläche. Die um den Tisch versammelte Gesellschaft fing an, den Rosenkranz zu beten oder Psalmen und geistliche Lieder, besonders Weihnachtshymnen, zu singen. Von Zeit zu Zeit standen die andächtig Versammelten auf und schauten in das Gefäss. Gewöhnlich gegen Mitternacht öffnete sich die Weihnachtsrose. Freudig stimmte man noch ein Lied an.

In Wassen ging am Heiligen Abend nach dem Nachtessen ein Teil der Bevölkerung in die Mette und danach ins Sigrüstenhaus. Die vielen anwesenden Leute wachten da bei der Weihnachtsrose um zu sehen, wie sie aufging. Öffnete sie sich schön und voll, verhiess dies ein gutes, fruchtbares Jahr; ging sie nicht auf, so sagte man ein schlechtes Jahr voraus. Der Sigrüst las aus einem Buch vor oder erzählte Geschichten. Hernach ging man in die Frühmesse und dann heim.

Im Hause des Kaplans Gerig in Gurtnellen, wo sich die Nachbarn versammelten, wurde das Aufgehen der Weihnachtsrose unter Abbeten des Psalters beobachtet.

In Bürglen wurde eine Rose im grossen Planzerhaus aufbewahrt.

Am tiefsten verwurzelt war der Brauch im Maderanertal. Es gab dort mehrere Jerichorosen, die in der Weihnachtsnacht von zwölf bis ein Uhr ins Wasser gelegt wurden. Die Leute aus der Nachbarschaft, die wegen weiter Entfernung oder wegen Lawinengefahr dem Mitternachtsgottesdienst in der Pfarrkirche nicht beiwohnen konnten, versammelten sich um die Rose und beteten den Rosenkranz. Einen ganz besonderen Ruf hatte die Weihnachtsrose von Zacharias Furger auf Golzern. Sie soll sich nur in der Heiligen Nacht entfaltet haben, während sich die andern im Wasser auch während des Jahres öffneten. Zu Weihnachten 1921 ging die Rose erst am Morgen zwischen fünf und sechs Uhr auf, aber dann prächtig, woraus man auf einen nassen Sommer und schönen Herbst 1922 schloss.

Manche Urner Familien liessen die Weihnachtsrose auch wieder am Abend vor Dreikönigen (6. Januar) aufgehen, wenn es den Dreikönigen zuechäglyttet het, und zu Pfingsten, wenn der Heilige Geist in der Kirche in der Gestalt der Taube herabgelassen wurde.

Nicht nur das Wetter liess man sich vom Aufgehen der Weihnachtsrose vorhersagen, sondern je nachdem sie schneller oder langsamer aufging, deutete man das auf gute oder böse Zeiten im Allgemeinen. In gewissen Gegenden gab die aufgehende Weihnachtsrose auch Bescheid über die künftigen Liebhaber und die Fruchtbarkeit der anwesenden ledigen Mädchen. Schon früh wurde der Brauch von der Geistlichkeit als Aberglauben abgetan. Am Weihnachtsabend durfte man zwar die Jerichorose ins Wasser legen, nicht aber um die Zukunft zu erforschen, sondern um sich daran zu erbauen, wie sie die alten dünnen Glieder wieder lebendig ausstreckt, gleich der Menschheit, die auch eine ausgedörrte Pflanze war, vom Winde herumgeweht, gejagt durch die Sandwüsten des Elends, bis Jesus Christus in diese Welt geboren wurde, durch den die Menschheit neu erblüht, ja zu neuem Leben kommt, das nimmer aufhört.

die Macht der Finsternis



Im Schutz der Nacht konnten die bösen Geister ihren dunklen Machenschaften nachgehen. Dafür war die Advents- und Weihnachtszeit, vor allem in den Zwölfen, d. h. in den zwölf Nächten zwischen dem neuen Weihnachtsfest am 25. Dezember und dem alten am 6. Januar (andernorts auch Raunächte oder Rauchnächte genannt), die gefährlichste Zeit des Jahres, an denen die Geister nachts jeden Schritt vor das sichere Haus zum Wagnis machten.

Auch im Urnerland begann mit den Zwölfen die Macht der Finsternis. Jung und Alt versuchten, die bösen Geister mit Höllenlärm zu verbannen. Noch heute ziehen am Abend des Dreikönigstages in Attinghausen Tryychler durchs Dorf und vertreiben mit ihrem Geläut die Dämonen.

Die Zwölfen galten als wichtige Lastage für das Wetter – als Tage, aus denen sich für das kommende Jahr die Witterung voraussagen liess. So stand jeder dieser zwölf Tage stellvertretend für den jeweiligen Monat. Dementsprechend orakelte die Wetterlage des ersten Tages das Wetter im Januar, der zwölfte Tag jenes im Dezember. In einigen Heimwesen (so in der Göschneralp in der Heiligen Nacht) schnitt man in einer der zwölf Nächte oder zu Neujahr eine Zwiebel in zwölf Scheiben, hohlte sie aus, machte

zwölf Schüsselchen daraus und bestreute diese mit Salz. Zu jedem Schüsselchen schrieb man den Namen jeden Monats und liess sie von elf bis zwölf Uhr stehen. Am nächsten Morgen liess sich dann je nach Ausmass der angezogenen Feuchtigkeit die Regenmenge oder Trockenheit des betreffenden Monats erkennen.

Auch die Rose von Jericho wurde in unserer Gegend, so im Madranental, zum Wetter befragt: Öffneten sich die Knollen an Weihnachten oder an Dreikönigen, war es für das bevorstehende Jahr ein gutes Wetterzeichen, öffneten sie sich nicht – ein schlechtes.

Sogar der Aberglaube, während den Zwölften durch bestimmte Riten den Namen des künftigen Liebsten zu erfahren, war in Uri gegenwärtig. Wenn ein Mädchen in der Heiligen Nacht des Christfestes zu drei Brunnen ging, beim ersten Brunnen den Mund voll Wasser nahm und es zum zweiten trug, beim zweiten wieder den Mund voll fasste und zum dritten brachte und von dort den dritten Mund voll zur Kirche trug, so begegnete ihm an der Kirchentür der künftige Gemahl und fragte: „Wottsch äü z'Chilä?“ Auch verriet eine Stimme den Namen des künftigen Liebsten, wenn man „z'altä Mittwuchä“, während es zwölf Uhr schlug, laut danach fragte.

„Z'altä Wuchä“, hend die Altä gseit, „sell mä niä z'Schtubätä gah.“



Wer z' altä Tagä (die drei letzten Tage des Jahres oder einer jeden Fronfastenwoche) oder z' altä Wuchä (in der letzten Woche des Jahres) geboren wurde, sah die Armen Seelen und konnte die Todesfälle voraussagen, hiess es im Urnerland. Unsere Vorfahren waren überzeugt, dass diese Leute und Tiere besondere Wesen waren.

Ein Mann aus Göschenen, der in der Neujahrsnacht geboren war, sah und prophezeite zukünftige Unglücks- und Todesfälle. Einst sagte er, es würden in den nächsten Tagen vier Männer aus Göschenen eines gewaltsamen Todes sterben. Drei nannte er, den vierten jedoch, sagte er, kenne er nicht. Wirklich wurden schon nach drei Tagen vier Männer zu Wyggen von der Lawine getötet. Es waren die drei bezeichneten Männer, und der vierte war der Prophet selber! Einem Mann aus Wassen, der z'altä Tagä geboren war, wurde nachgesagt, zeit seines Lebens alle Todesfälle der Pfarrei vorausgesagt zu haben. Auch von einem Bürgler, der während fünfzig Jahren in der Pfarrkirche die Sigristenstelle versah (Andreas Planzer, genannt „Bugglinger“), sagte das Volk, er hätte mehr gesehen als andere Leute, weil er z'alten Wochen geboren war.

„Einisch hani äs Chalb g'ha, das isch z'altä Mittwuchä wordä, und das isch wirkli nyt es Chalb gsy wie-n-äs anders, das isch immer iber all Mürä-n-appä g'hytt.“ „Die Chalber, wo z'altä Wuchä wärdet, die sind nyt wie anderi, das isch wahr, äntweder gahnd-s immer vom andärä Veh äwägg oder g'hyät-s appä.“

Z'altä Tagä, das het's eischer g'heissä, sell-mä nitt mit dr Bixä (Flinte) gah. Von Baldrig ging einmal ein Bauer trotz Abmahns der Seinigen an einem solchen Tag abends aus, um den Füchsen zu lotzen. Als er in Damian Arnolds Äbnetli kam, begegnete ihm allpott ein Fuchs. Trotzdem ihm solches merkwürdig vorkam, schoss er doch deren mehrere, nahm einen oder zwei mit sich und liess die andern liegen. Daheim warf er die Beute unter das Ofenbänkli. Am nächsten Morgen ging er aus, um die übrigen zu holen, fand aber statt ihrer nur eine Anzahl Hybi, d. h. Häubchen, wie solche

einen Teil der alten Urner Frauenkopfracht, Hübä-n-und-Chäppli genannt, ausmachen. Da häigs äm doch afah duttärä, und är haig diä Hybi la liggä-n-und syg hei.

Mit einem Isentaler, der z'alten Wochen z' Stubeten (Kiltgang) ging, fuhr Es – das Unbekannte – aus der Taltiefe bis in das hochgelegene, schwer zugängliche Hornloch hinauf. Erst am Morgen, als es in der St. Jakobskapelle im Grosstal zum Beten läutete, fand er sich zurecht und konnte wieder ins Tal hinabsteigen. „Z'altä Wuchä“, hend die Altä gseit, „sell mä niä z'Schtubätä gah.“

Neujahr

Im römischen Reich begann das Jahr seit 153 vor Christus am 1. Januar mit dem Amtsantritt der neuen Konsuln. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit wurde das neue Jahr aber an ganz verschiedenen Daten begannen. Erst 1691 legte Papst Innozenz XII. den Jahresbeginn auf das heutige Datum fest, den achten Tag nach Weihnachten.

„Wir wünschen dem hochgeachteten Herrn ..., seiner lieben Gattin und den lieben Kindern ein glückliches, neues Jahr, ein erspriessliches, freudenreiches Jahr. Und was wir wünschen, das werde wahr, jetzt und in alle Ewigkeit. Amen!“



Im ausgehenden 16. Jahrhundert bürgerte sich in den Niederlanden, Belgien und Deutschland der Brauch der Sternsinger ein. Verkleidete Männer oder Kinder zogen als Drei Könige oder als Gefolgsleute eines voraus getragenen grossen goldenen Sterns von Haus zu Haus. Sie trugen eine Erzählung oder ein Lied vor. Nach ihrem Vortrag baten sie um kleine Gaben, die ihnen als Äpfel, Nüsse und Kuchen gereicht wurden.

Zu den im Kanton Uri vergessenen Bräuchen im Kalenderjahr zählt das Neujahrsingen der Altdorfer Nachtwächter. Der rufende Nachtwächter mit dem grossen Stab, dem Mantel, der Laterne und dem Feuerhorn drehte in Altdorf, allerdings mit Unterbrechungen, bis Ende des Jahres 1874 seine Runden. In der Zeit von etwa Mitte Christmonat bis nach Neujahr bestellten die Altdorfer Nachtwächter allabendlich acht bis zehn mehr oder weniger sangeskundige Männer. Zwei Gruppen teilten sich den Flecken Altdorf. Von Mitternacht bis zum Morgengrauen beehrten sich die beiden Gruppen, den Familien der Residenz den Neujahrswunsch darzubringen. Wenn auch der Gesang meistens nicht ganz dem guten Willen der Sänger entsprach, wurde mit den Gaben nicht gegezigt. Als 1874 der Dienst der rufenden Nachtwächter aufgelöst wurde, führten bis in die 1890er- Jahre sangeskundige Männer den Brauch des Neujahrsingens in Altdorf fort.

Länger erhalten blieb das Sternsingen in Unterschächen. Vorübergehend war der Brauch auch in Bürglen bekannt, wo drei Altardiener der Pfarrkirche in Ministrantenkleidern in der Weihnachtszeit mit dem Stern ein Weihnachtslied vor die Häuser singen gingen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts zogen in einigen Urner Gemeinden erwachsene Burschen, Sängerschöre usw. in der Weihnachts- und Neujaarszeit, bald mit, bald ohne Stern und Verkleidung, herum und sangen vor den Häusern Weihnachts-, Neujahrs- oder Dreikönigslieder. Der Brauch und das damit verbundene Geldheischen arteten oft zu Unfug, Streitigkeiten und unverschämten Betteleien aus.

Am Heiligabend (wie auch am Silvesterabend) zog der Wassner Kirchenchor vor die Häuser der Gemeinde und sang jeder Familie und jeder Person, die ein eigenes Feuer und Licht unterhielt, ein besonderes Lied und wünschte das Neujahr an.

„Glückauf im neuen Jahr!“



Weit älter als schriftliche Weihnachtsgrüsse sind gedruckte Glückwünsche zum neuen Jahr. Bereits im 15. und 16. Jahrhundert tauschten gebildete Menschen untereinander gedruckte und gemalte Neujahrswünsche und -lieder aus. Im schmuck- und schreibfreudigen Barock erlebten gedruckte Neujahrswünsche eine erste Blüte. Dann schloß dieser Brauch wieder ein. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte die Sitte wieder auf, einander zum Neujahr mit Karten Glück zu wünschen. Ein Kartenboom setzte jedoch erst ein, als neue Drucktechniken die zunächst teuren und exklusiven Glückwunschkarten auch für weniger Wohlhabende erschwinglich machten und die Post die Zustellung ermöglichte. Die Mode, zum Jahreswechsel Glückwunschkarten zu überbringen, erfasste alle Kreise. Bald dienten die Kartengeschenke Handwerkern und Dienstboten dazu, die Gunst der Kunden zu erhalten und mit deren Überbringen ihr schmales Einkommen durch das auf diese Weise erhaltene Trinkgeld aufzubessern. Aus der guten Sitte wurde bald eine Unsitte, denn Trinkgeldheischende und Bittsteller belagerten mit ihren Glückwunschkarten förmlich die Pforten der besseren Häuser.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Verschicken von Weihnachts- und Neujahrskarten auch in der Schweiz so populär, dass die Post um rechtzeitige Absendung bitten musste, um dem Ansturm gewachsen zu sein. Die Hersteller profitierten von technischen Verbesserungen sowie billigen Arbeitskräften. Sie brachten immer raffiniertere Kreationen auf den Markt. Schwer lässt sich heute nachvollziehen, was eine Glückwunschkarte den Menschen der Jahrhundertwende bedeutet hat. Damals hat eine solche Karte jede nur denkbare gesellschaftliche Wunschvorstellung nach einem besseren Leben widerspiegelt.

20*C+M+B*06 – Christus segne dieses Haus



Schon in vorchristlicher Zeit versuchten die Menschen durch Zeichen und Sprüche böse Geister abzuwehren. Aus heidnischer Zeit hat sich, wie so mancher andere Brauch, auch dieser auf unsere Tage vererbt, den Eingang eines Hauses oder eines Zimmers durch ein Zeichen vor dem Eindringen böser Geister zu schützen. Dieser Brauch fixierte sich im Mittelalter auf den Dreikönigstag. Dabei beanspruchte die Geistlichkeit das Recht der Dreikönigsweihen. Drei Könige besuchten die Häuser, wobei sie mit einer gesegneten Kreide die jeweilige Jahreszahl und die Initialen C+M+B an die Haustür oder an den Querbalken des Türgerichts schrieben.

Dieser Brauch des Drei-Königssegens ruhte bei uns lange, bis man sich in den letzten Jahren wieder seiner erinnert hat. Noch bis 1895 pilgerten in Altdorf die Choralsänger der Kirche, Jugendliche mit dem Sigristen, um die Neujahrszeit bis Dreikönigen mit einem grossen, drehbaren Stern von Haus zu Haus, als die Weisen aus dem Morgenlande verkleidet. Sie sangen ihre frommen Lieder, sagten passende Sprüche auf und drehten ihren Stern. Dafür erhielten sie von den reicheren Altdorfer Familien nicht unbedeutende Gaben. Zu später Abendstunde klang ihr Gesang aber ab und zu allzu weltlich, oftmals verbunden mit einem Spottvers als Antwort auf eine zu karge Gabe. Deshalb kam es vor, dass die Weisen mit ihrem Stern vor ergrimmtten Bauern die Flucht ergreifen mussten.

Für einen Tag König sein!



Schon lange bevor der 6. Januar als christlicher Festtag gefeiert wurde, hatte er in verschiedenen Kulturen eine spezielle Bedeutung. Er symbolisierte das Ende der Winterzeit und den Beginn des neuen Jahres. Oft wurden an diesem Tag die bösen Wintergeister vertrieben und das Haus mit Weihrauch gereinigt. Die Römer zelebrierten ein einwöchiges Fest zu Ehren des römischen Gottes Saturnus für die Aussaat, die am 6. Januar begann. Dabei war es Brauch, beim grossen Festschmaus um eine zeitlich befristete Königswürde zu würfeln. Angeblich stand die Möglichkeit, König zu werden, auch dem armen Volk offen. Selbst der Kaiser unterwarf sich dem erkorenen König für die Tage seiner Regentschaft.

In verschiedenen Ländern Europas war es zudem Brauch, an diesem Tag ein Brot zu backen, in dem eine Bohne, eine Erbse, Mandel oder Münze versteckt war, die dem Finder Glück brachte oder ihn für einen Tag zum sogenannten Bohnenkönig machte. Später brachte die katholische Kirche diese alte Tradition mit der Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland zusammen. Im 17. Jahrhundert wurde der Brauch des Dreikönigskuchens noch intensiv in den Elsässer Zunftstuben ausgelebt. Die Zünftler assen einen länglichen Kuchen, darin versteckt waren eine Bohne und eine Erbse. König wurde, wer die Bohne fand. Doch statt Wünsche erfüllt zu bekommen, musste der neu ernannte König die gesamte Zeche bezahlen. Ein kostspieliges Glück! Lohnender war es, die Erbse zu finden: So wurde man zum Marschall des Königs, dem zugprostet wurde.

Irgendwann zwischen dem 17. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geriet dieser Brauch am Dreikönigstag völlig in Vergessenheit. Wann, weiss keiner so genau. Klar ist, dass er schon vor dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz ausgestorben

war. Erst in den 1960er-Jahren blühte er – zur grossen Freude des Bäckergewerbes – wieder auf. Es entstand der heutige Brauch, bei dem man die Ankunft der drei Könige mit einer im Brot versteckten Königsfigur feiert.